

Sonntagsblatt der Basler Nachrichten

Sonntag, 11. Juli

Nummer 28

42. Jahrgang 1948

Eduard Thurneysen zum 60. Geburtstag

10. Juli 1888—1948

Eduard Thurneysen feiert heute seinen 60. Geburtstag. Vielleicht bin ich zur Abfassung eines für die Deffentlichkeit bestimmten Gedächtniswortes darum nicht der geeignetste Mann, weil er und ich uns zu nahe stehen. Ist man den Weg eines anderen so lange mitgegangen — bald nachfolgend, bald begleitend, bald vorausgehend, hier eine Abkürzung, dort einen Umweg vorziehend, aber doch immer mitgegangen — dann hat man es schwer, sein Bild im Abstand und abgesehen von dem, was man als Zeit- und Weggenosse selber erlebt hat, zu betrachten und wiederzugeben. Ich bitte im voraus um Verzeihung, wenn es aus diesem Grunde nicht ganz stilgerecht gelingen sollte.

Als Eduard Thurneysen und ich uns kennen lernten, war er Mitglied der damals eben sehr bewegten Zeiten entgegengehenden Basler Zofingia und als junger Theologe Schüler von Paul Werner und Bernhard Duhm. In Marburg, wo so viele der heute älteren schweizerischen Theologengeneration abschließende Belehrung suchten, trafen wir uns wieder. Doch hat unter den damals geltenden deutschen Meistern Ernst Troeltsch mehr Eindruck auf ihn gemacht als der von mir bevorzugte Wilhelm Herrmann. Er hat jedenfalls das Beste, was die damalige liberale Theologie zu bieten hatte, begierig und mit Erfolg in sich aufgenommen.

Im Aargau sind wir uns im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts als junge Dorfpfarrer aufs Neue begegnet. Er hatte mir gegenüber den hohen Vortritt, mit Christoph Blumhardt in Bad Boll in naher Bekanntheit zu stehen. Er hat mich mit dessen Gedankenwelt und auch mit der von Herrmann Kutter vertraut gemacht. Der religiöse Sozialismus wurde ihm wie so vielen anderen zu einem notwendigen Durchgang. So wurde das heute vom Erdboden verschwundene alte Pfarrhaus in Leutwil zum Schauplatz unzähliger Gespräche über die Führung unseres Amtes, insbesondere über unser Predigen und insgemein über die Kirche und ihre Aufgabe in der Welt. Wie groß der Wechsel aller Dinge war, der sich eben vorbereitete, wußten wir nicht. Wir wußten nur, daß wir nach entscheidenderen, nach verbindlicheren, nach substantielleren Worten suchen mußten als die, die wir rings um uns her hörten. Und wir wußten, daß wir in dem uns überlieferten Stil der Junft auch in der Theologie nicht mehr mittun konnten. So wurde damals auch in Leutwil viel Mein gesagt nach vielen Seiten. Als dann mit dem Ausbruch des ersten Weltkriegs die große Veränderung bemerkbar einsetzte, trat für uns eine gründliche Beschäftigung mit der Bibel als Grundlage aller weiteren Besinnung wie von selbst in den Vordergrund. Man wurde ein wenig gesammelt, konzentrierter. Und dann war es doch zuerst Eduard Thurneysens — im Gegensatz zu der in dieser Hinsicht ganz negativen Einstellung von Kutter und Kaaaz ausgesprochener — Gedanke, daß ein neuer Anstoß auch auf dem Feld der theologischen Wissenschaft nötig sei. Ich will nicht verraten, welches besondere Forschungsgebiet ihm nach der

auf einer Wiese oberhalb des Hallwylsees ziemlich kühn getroffenen Disposition hätte zufallen müssen.

Es kam dann alles ein wenig anders. Im Jahr 1920 wurde er aus dem Aargau weg und in die große Vorortgemeinde Bruggen bei St. Gallen berufen und damit zunächst noch mehr in die praktische Gemeindearbeit hineingestellt. Eben dort hat er dann freilich die beiden mit Recht viel beachteten Schriften über Dostojewski und Christoph Blumhardt veröffentlicht.

Wieder sieben Jahre später wurde er ans Basler Münster gewählt. Diese beiden Wechsel — und der zweite ganz besonders — sind ihm, der mit seinen früheren Gemeinden reich und stark zusammengewachsen war, sehr schwer gefallen. Sollte es Basel sein und ausgerechnet das „bessere“ Basel der Münstergemeinde? Nun, es sollte zuletzt wirklich Basel sein. Ich bin Zeuge davon und halte es für richtig, dies hier auszusprechen, daß Eduard Thurneysen es in den letzten zwei Jahrzehnten als Pfarrer an unserem Münster wirklich nicht leicht gehabt hat. Es ist ja überhaupt weder innerlich noch äußerlich leicht, Pfarrer zu sein. Aber nun auch noch umgeben von so viel Grasmuscheln, nun auch noch für eine Gemeinde, die eigentlich gar keine Gemeinde ist, sondern ein fluktuiertes und traditionell ein wenig treuloses „Predigt-Publikum“, nun auch noch inmitten des grotesken Gegensatzes zweier vorinfantlischer „Richtungen“, von denen die eine nicht weiß, was sie will, die andere nicht will, was sie weiß und zwischen denen der Mensch nun dennoch wählen soll nun auch noch... Aber ich will meinem Freund hier kein Klagegedicht singen, sondern lieber fortfahren mit der Feststellung, daß ich auch davon Zeuge gewesen bin und noch bin, mit welcher ganzen Hingabe er sich wie einst in Leutwil und Bruggen so auch hier in Basel „allen Gewalten zum Trotz“ eingekehrt hat und in welcher Treue er auf dem in der schönen Kühle jenes Aargauer Morgens angetretenen Weg auch in der Nachmittagshitze des Münsterplatzes in seiner besonderen, unabhängig begründeten Weise weitergegangen und wie sein Zeugnis dann faktisch doch der Mittelpunkt eines weiten Kreises von bewegten und dankbaren Hörern geworden ist.

Zur Mitarbeit an der eigentlich theologischen Aufgabe ist es hier — ein wenig anders als einst geträumt — auch noch gekommen, indem ihm die Vertretung des Fachs der praktischen Theologie und insbesondere des Unterrichts in der schweren Kunst des Predigens als Privatdozent und dann als außerordentlicher Professor an unserer Universität übertragen wurde. So kam es, daß wir uns — als ich nach einigen Umwegen endlich und zuletzt auch hier eingetroffen war — eines Tages als Glieder derselben theologischen Fakultät in Basel wiederfanden, deren Wirken wir einst vom Aargau aus nur noch mit so viel Bewunderung hatten verfolgen können. Die Zahl der ehemaligen Basler Studenten ist in der Schweiz und im Ausland groß, die bei Eduard Thurneysen gerade dort, wo



alles theologische Studium praktisch hinzielt und wo dann auch die Arbeit in der Gemeinde ihr natürliches Zentrum hat: im Anpassen der Predigttaufgabe, entscheidende Anregung empfangen haben. Die Doktorhüte, die er von den Universitäten von Tübingen und von Aberdeen bekommen hat, waren wohl verdient. 1945 erschien nach zwei Predigtammlungen über den Philipper- und über den Jakobusbrief Thurneysens bis jetzt größte Publikation: „Die Lehre von der Seelsorge“, ein Buch, in welchem es sich um die auch in der reichen „christlichen“ Literatur über diesen Gegenstand weithin vernachlässigte Begründung des theologischen Sinnes und Charakters der mit dem Wort „Seelsorge“ bezeichneten Aufgabe handelt. Auch es hat sofort weit über die Grenzen der Schweiz hinaus Anerkennung und Dank gefunden. Und ich denke, daß ich im Namen vieler Leser rede, wenn ich die Hoffnung ausspreche, es möchte dem Verfasser möglich sein, in einem zweiten ebenso erhellenden Buch zu zeigen, wie diese Aufgabe in den verschiedenen Bereichen der hier in Frage kommenden Praxis von jener Voraussetzung aus durchzuführen ist.

Der Titel und das Thema dieses Buches zeigen eben in die Richtung, in der Thurneysen gerade als Pfarrer in allen seinen Gemeinden und so auch hier in Basel am interessiertesten und am intensivsten gearbeitet hat. Auch seine Predigt und sein Unterricht geschahen von jeher und geschehen bis heute auf dem Hintergrund eines ausgedehnten und sorgfältig gepflegten Umgangs mit vielen, vielen einzelnen Menschen, die mit ihren wirklichen — und was noch schlimmer ist: mit ihren eingebildeten — Lebenskonflikten zu ihm kommen, denen er sich mit einer einzigartigen Aufgeschlossenheit und Geduld zuzuwenden und denen er dann auch immer ein wenig weiter zu helfen weiß. Diesen einzelnen Menschen damit helfen, daß er sie zum Wort Gottes und eben damit in die christliche Gemeinde und in deren Verantwortung ruft — ihnen damit helfen, daß er ihnen zeigt, daß es eine

einzigste Sache gibt, ohne die man nicht leben kann, in deren Dienst man dann aber wirklich leben darf, das will der Basler Münsterpfarrer Eduard Thurneysen — das jedenfalls in der Mitte dessen, was sich im Lauf der vielen Jahre seit seinem Aufbruch zum kirchlichen Dienst als sein eigentliches Wollen herausgestellt hat.

Ein „Humanist“ in dem in unserer Stadt von Jakob Burckhardt und von noch weiter her geheiligten Sinn kann und will er nun einmal auch in der üblichen christlichen Milde nicht sein und ein Freund religiöser Banalitäten auch nicht. Daß er deshalb ein „Orthodoxer“ sei, das wäre nur mit grimmigem Humor zu widerlegen, für den in einem Festartikel kein Raum sein kann. Er

kann streitbar und friedlich sein, alles zu seiner Zeit. Er kann also mit dem greisen Johannes das „Kindlein, liebet euch untereinander!“ verkündigen und nach dem Beispiel desselben greisen Johannes die Orte, wo gewisse fatale Leute zur einen Tür hereinkommen, durch die andere eiligst verlassen. Es hat bei ihm alles seine Grenze. Ich für mein Teil wünsche ihm, daß ihm der schöne Trost und die schöne Serenität, die schon seine jungen Jahre ausgezeichnet haben, aus dem ewigen Ursprung, aus dem er auch sein Zeugnis an andere schöpft, im angetretenen siebenten Lebensjahrzehnt nicht nur erhalten, sondern als Quelle großer Stetigkeit und Beständigkeit immer aufs Neue geschenkt werden möchten.

Karl Barth.

Alt-Mexiko

Von Anna Kelterborn-Haemmerli.

Es war ein folgenreicher Tag, als am 15. August 1521 Hernando Cortez Besitz ergriff vom Hochland von Mexiko, indem er die goldreiche Hauptstadt Tenochtitlan nach monatelanger Belagerung einnahm. Damit war Europa mit dem bedeutendsten der noch bestehenden Repräsentanten altamerikanischer Kultur in Verbindung getreten.

Das Land, das der Mischling aus Kuba und spanische General mit seinen Soldaten durchmessen und erobert hatte, zog sich aus den üppigen Oshungeln der Golfküste stufenweise von der «tierra caliente» über die «tierra moderata» hinauf zur «tierra fria» und war, was Bodenbeschaffenheit, Klima und Vegetation betrifft, von einer Mannigfaltigkeit, wie sie nur selten ein Gebiet von dieser Größe aufweist.

Der im Norden breit ausladende Kontinent zieht sich hier zusammen und fängt wie in einem Trichter die Gebirge auf, die von Alaska herunter seiner Westküste folgen, um sich jenseits des Isthmus in den Anden fortzusetzen. Bevor die Verengung jedoch ihren höchsten Grad erreicht, springen die Bergketten auseinander und breiten sich zu einem gewaltigen Tafelland aus, das in west-östlicher Richtung von einer Reihe großer und kleinerer und zum Teil noch in historischer Zeit tätiger Vulkane durchzogen wird.

Dieses Hochplateau, über dem in tropischer Sonne die Schneekuppen des Popocatepetl und der Iztaccihuatl, des „Rauhenden Bergs“ und der „Schlafenden Frau“ schimmern, scheint nun von alters her das Zentrum amerikanischer Kulturen gewesen zu sein. Immer wieder drängten von Norden her die Stämme nach diesem Hochtal, um hier ihre Entwicklungshöhe zu erreichen. Hier nahm der Ackerbau seinen Anfang, indem das wildwachsende Gras Teocentli — „Nahrung für Götter“ — veredelt und daraus der erste Mais gezeugen wurde. Hier entstanden die gewaltigen Pyramiden, die nicht Gräber umschlossen, sondern gebaut wurden, um die Tempel dieser Völker in Himmelsnähe zu tragen: jene Tempeltürme, die fast stets zu zweit auf der Pyramiden Spitze errichtet und so angeordnet waren, daß in ihrem Zwischenraum die Einfallswinkel von Sonnen- und Sternenlicht gemessen werden konnten. Hier hatten die Toltek gelebt, die als das Stammvolk der Mayas gelten. Und hier endlich gelangten auch die Azteken, die als Letzte von Norden und vielleicht ursprünglich von Asien her nach dem Süden gestrebt hatten, zur Ruhe, zum Städtebau und zur verfeinerten Lebensführung. Noch nomadisch wanderten hatten sie im 12. Jahrhundert das Hochland durchstreift und die meisten der eingeseffenen und schon zivilisierten Völker sich unterworfen. Mit den Fortgeschrittensten, den Bewohnern des Königreichs Texcoco, verbündeten und vermengten sie sich. Ihre seit dem 12. Jahrhundert geführten Bilderhandschriften berichten, daß 1325 mitten in einem großen See ihre Stadt Tenochtitlan gegründet wurde, und zwar auf das Gebot ihres Stammgottes Huizilipochtli hin. Er hatte befohlen, dort feste Wohnstätten zu errichten, wo ein Adler mit einer Schlange im Schnabel sich niederlassen würde. Da dieses Zeichen jahrelang nicht in Erscheinung getreten war, hatte sich schließlich ein Teil des Volkes dem Befehl, weiterzuwandern, widersetzt und war zurückgeblieben, am folgenden Morgen aber tot und mit herausgerissenen Herzen aufgefunden worden. Auf diese Nacht des strafenden Gottes führten die Azteken später

ihre Menschenopfer zurück, die jedenfalls in ihrer Frühgeschichte nicht oder nur in beschränktem Ausmaß bestanden hatten.

Der aztekische Kult war anfangs an den Mond gebunden. Mit fortschreitender Entwicklung bekam jedoch Huizilipochtli, ein kriegerischer Sonnengott, zunehmende und zuletzt zentrale Bedeutung. Im Verlauf dieses Uebergangs löste sich das Volk auch aus dem Matriarchat, obwohl die Deszendenz bis zuletzt über die weibliche Linie ging und der ständige Mitregent des Königs, ein Mann, den Titel „Schlangenfrau“ führte. Wie bei fast allen Stämmen, im Norden wie im Süden des Doppelkontinents, war auch bei den Azteken die Sage von einem göttlichen Lehrer und Wohltäter lebendig. Er war weißhäutig und härtig gewesen und von fernher aus dem Osten gekommen. Alles, was das Leben lebenswert machte, war ihm zu danken: die rechte Götterverehrung wie die Kunde vom Planetenlauf, die Fähigkeit, ein Ereignis im Bilde festzuhalten, wie die Kunst, Ton zum Gefäße zu formen oder aus der Maanepaler nielfarbige Fächer zu wirken. „Duchalcoatl“, gefiederter Schlange, wurde der nur von Menschenliebe erfüllte Gott genannt. Man wußte, daß er, von dem jüngeren Gotte Tezcatlipoca vertrieben, sich schließlich in seinen heimatlichen Osten zurückgezogen hatte, aber nicht ohne versprochen zu haben, nach erfüllter Zeit zurückzukehren und sein segensreiches Wirken wieder aufzunehmen.

Diese Niederkehr Quezalcoatl stand im Bewußtsein des Volkes so fest, daß die Nachricht, an der Küste seien große, weiße Gestalten gelandet, im Reiche den erwartungsvollsten Jubel auslöste und der König Moctezuma sofort eine reich mit Geschenken beladene Abordnung an Cortez sandte. Bald genug mußten die Vertrauenden ihren Irrtum einsehen. Zwar ließen der General und seine Begleiter bei ihrem ersten Besuch in Tenochtitlan sich noch empfangen wie fürstliche Gäste, aber auch das freigelegte Entgegenkommen konnte ihre feindseligen Absichten nicht verändern. Bald war es beim offenen Krieg, und obwohl noch zwei Jahre lang mit wechselndem Glücke gekämpft wurde, war der Sieg Spaniens von Anfang an entschieden.

Vor dem Erscheinen der Europäer war Tenochtitlan ein wohlgeordnetes Staatsgebilde gewesen, zusammengehalten durch strenge Gesetze und äußerlich gipfelnd in der Person eines von Räten umgebenen Priesterkönigs. Eine in ihren Grundzügen noch von den Mayas stammende Zeitrechnung lag einem Kalender zu Grunde, der den Julianischen an Genauigkeit bei weitem übertraf. Doch ging neben diesem solaren System bezeichnenderweise ein zweites einher, das „Mondjahr“ genannt wurde und den rituellen Zwecken diente. Es bestand aus 20mal 13 Tagen, bezog sich also nicht auf die Phasen unseres Trabanten, und rief durch seine Rätselhaftigkeit bei den ersten spanischen Missionaren laute Mißbilligung hervor. „Weber beruht es auf natürlichen Ursachen noch auf dem Einfluß der Planeten, sondern gänzlich und in allem ist es ein Werk des Teufels“, schrieb von ihm der Franziskaner Sahagun. Nach diesem zweiten, fiktionalen Kalender wurde der Zeitpunkt aller Opfer und Feste bestimmt.

Kriege wurden erklärt und geführt mit dem ausschließlichen Ziele, Gefangene für die Menschenopfer zu erhalten. Nie artete daher eine Schlacht in ein Gemetzel aus, sondern außer dem ersten Ueberwun-

denen, der sofort geopfert wurde, sollte niemand auf der Walfstatt bleiben. Die Gefangenen wurden in die Stadt geführt und mit großer Achtung behandelt. Ja, in gewissen Fällen wurde ihnen bis zu ihrer erst nach einem Jahre vollzogenen Opferung die ganze Verehrung zuteil, die dem Gotte gebührte, dem sie geweiht waren und als dessen irdische Repräsentanten sie nun erschienen. Das schönste Los wurde ihnen, gemeinsam mit den eigenen gefallenen Kriegern, nach ihrem Tode zugedacht. Wer nämlich eines natürlichen Todes starb, dessen Seele hatte in gefährlicher vierjähriger Reise zu Mictantecutli, dem Herrn der lichtlosen Unterwelt, zu streben. Wer den Elementen erlag, Blitz oder Wasserfluten oder auch schwärenden Hautkrankheiten, der wurde in das irdische Paradies der Tlaloc versetzt, jener uralten Volksgötter, die überall im Lande herum die Berggipfel bewohnten. Sie waren die Spender der Fruchtbarkeit, der beglückenden Fülle, und keiner mußte darben in ihrem Reich. Die im Kampfe Gefallenen, die am Altar Geopferten und die Mütter, die ihr Leben in Geburtswehen verloren: sie waren auserkoren, um die Sonne auf ihrem Gang um die Welt mit Gefängen zu begleiten. Vom Aufgang bis zum Zenith folgten ihr die Männer, vom Zenith zum Untergang die Frauen. Nach einigen Jahren, so hieß es, verschwanden ihre Geister aber aus dieser Sphäre, um nun Wolken und huntbesiedelte Singvögel zu beleben und aufzutauchen in den Blüten und Düften des Paradiesesgartens.

Der Grund, weshalb Menschenopfer den Azteken unerlässlich schienen, lag im Zusammenhang, den sie zwischen fließendem Blut und dem Gedeihen der Ernte sahen. Jedes Stadium der ausgesäten, der keimenden, wachsenden und fruchtenden Maispflanze mußte daher mit dem entsprechenden Opfer begleitet werden. Die Kriege wurden also zugunsten des Ackerbaues geführt, und dieser wiederum war der Träger des ganzen Gemeinwesens. Denn jedermann, der adelige Krieger wie der Priester, der Handwerker wie der Kaufmann, behaute neben seinen sonstigen Geschäften den Acker. Das Land war jedoch Eigentum des Staates, und dem Einzelnen wurde davon abgegeben, soviel er jeweils benötigte und bearbeiten konnte. Niemals durfte er seinen Anteil vertauschen oder verpfänden, und wenn eine Familie ausstarb, so fiel der Boden an die Gemeinde zurück.

Die enge Gebundenheit an eine vom Priestertum geleitete Gemeinschaft äußerte sich auch in der Erziehung, die für Knaben wie für Mädchen von früher Kindheit an in öffentlichen Internaten erfolgte. Die Mädchen blieben sogar dort bis zu ihrer Verheiratung und dienten gleichzeitig in den Tempeln, vor allem als Hüterinnen von heiligen Feuern. Wir wissen, daß vor der Zerstörung in der Stadt über 600 solcher heiliger Feuer brannten, meist zu beiden Seiten des Opfersteins im Freien vor den Tempeln. Nur am Ende jeder Periode von 52 Jahren durften und mußten sie erlöschen. Dann herrschte Finsternis durch fünf bange Tage hindurch, die nach unserer Rechnung auf Ende Dezember oder Anfang Januar, jedenfalls in den Bereich unserer „12 heiligen Nächte“ fielen. Doch war dies nicht eine Zeit der frohen Erwartung, sondern der Angst und des Grauens. Die Götterbilder wurden zerstört, die Kleider zerrissen. Jeder versenkte seine Herdstatt, die zugleich Hausaltar war und den Stein, worauf er den Mais zerrieb, in den See. Man wußte, daß jetzt die Welt untergehen, die Sonne auslöschen und die Menschheit ausgerottet werden konnte, wie dies nach den Annalen schon dreimal geschehen war. Denn eine frühere Form unserer Erde war die „Wasser Sonne“ gewesen, die eine gewaltige Flut vernichtet und dabei alle Menschen zu Fischen gemacht hatte. Aus dem Chaos entstand später eine „Windsonne“ (die Reihenfolge dieser Metamorphosen wird verschiedentlich überliefert), deren Untergang im Sturm die Menschen in Affen verwandelte. Eine „Feuer Sonne“ wurde durch Flammen verzehrt, und das Ende unserer heutigen Erde sollte einmal durch große Beben herbeigeführt werden. Dies konnte nach jedem Ablauf von 52 Jahren geschehen, falls nämlich die Götter dann kein neues Feuer gewähren sollten.

In der Dämmerung des letzten der fünf dunklen Tage kleideten sich alle Priester in das Gewand und ließen die Stadt in stummer Prozession. Gegen Mitternacht gelangten sie auf den Gipfel eines geheiligten Hügels, auf den „Berg des Sternes“, und begannen die Zeremonien, die zur Entzündung eines neuen Feuers führen sollten. Entsprang dann den